

Zeitschrift: Aarauer Neujahrsblätter

Herausgeber: Ortsbürgergemeinde Aarau

Band: 74 (2000)

Artikel: Geschichten aus der Stadtmühle

Autor: Häny, Ruedi

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-558893>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geschichten aus der Stadtmühle

Als die Mühle noch lief

Mein Zuhause war die Stadtmühle von Aarau. Dort wurde ich 1919 geboren.

Unsere Wohnung war sehr groß. Sie lag im zweiten Stock und wurde vor uns vom Besitzer der Mühle, Papa Eberle mit Frau und Kindern, bewohnt. Sie entbehrt nicht einer gewissen Herrschaftlichkeit, denn es gab da nebst schönen Parkettböden, Fasstäferwänden und Kassettendecken auch ein großes Badezimmer.

Breitbauchig stand die gusseiserne Badewanne auf vier Beinen mit Löwenpranken. An Samstagen im Herbst und in der Winterszeit wurde der hohe zylinderförmige Badeofen eingefeuert. Es war ein Ding, das einem Schnapsbrennofen oder einer Dampfmaschine ähnlich war.

Zum Beschrieb meines damaligen Zuhauses gehört noch der Umstand, dass der Eingang in den Wohn- und Mühletrakt von zwei Seiten möglich war. Zum einen war da der Weg von der Metzgergasse über das Stadthöfli und zum anderen vom Ochsenwässli über den Müliplatz. Der lange Durchgang vom Stadthöfli zum Müliplatz verfügte über kein Durchgangsrecht.

Trotzdem benutzte jedermann diese Abkürzung. Die Tür auf der Westseite blieb Sommer und Winter offen, auch wenn ab und zu ein Zettel angeigte: «Bitte die Tür schließen.» An Sonntagen ärgerte sich Vater ständig über die Störung seiner Privatsphäre und über den Durchzug.

Auf der Südseite der Mühle rauschte unterhalb unserer Wohnung der Stadtbach. Er lief etwas erhöht über dem Müligässli gegen den Rechen der Mühle und verlor sich hier in geheimnisvollen Tiefen. Lauschte man, das Ohr hart beim Rechen, vernahm man ein dumpfes Grollen.

3. August 1966: Ein Telefon von meiner Mutter: «Ruedi, dänk – eusi Stadtmüli brönnt!» Es muss ein riesiger Brand gewesen sein. Mit der Post erhielt ich einige Tage später in Zürich das «Aargauer Tagblatt», das mit Bildern und Texten über das Ereignis berichtete.

Heute wohne ich nach siebzigjähriger Abwesenheit wiederum in der Altstadt von Aarau. Und der Stadtbach rauscht wie damals unter meinem Schlafzimmer gegen den Pulverturm hinunter. Seine Kraft trieb die Mühle seit Ende des 19. Jahrhunderts und die Maschinen des damaligen Gewerbes bis in jüngere Zeiten.

Je nach Niederschlägen und Jahreszeit ist der Bach leise, dann wieder tosend. Letzteres liebe ich sehr, denn wenn ich zum ersten Mal erwache, liege ich noch einige Zeit lauschend im Bett: Und dann kommen die Erinnerungen.

Wie ein Mosaik haben sich inzwischen das Innere der Mühle und meine Erlebnisse zu einem Puzzle von damals zusammengefügt. Immer wieder ging nachts der Vorhang der Erinnerung auf.

Von ersten Erkundungen

Es war mir als kleiner Bub verboten, die eigentliche Mühle zu betreten. Auf der Ostseite führte im hinteren Gangteil rechts eine Tür in das Büro. Hinter einer geländerartigen Abschlussbalustrade arbeitete der Buchhalter Andres und seine Sekretärin, Fräulein Blattmann. Sie liebte Schokolade – so erhielt ich von ihr oft ein kleines Stück. Weiter hinten in einem separaten Büro wirkte der eilige Papa Eberle, vor dem ich mich stets ein bisschen fürchtete.

Dem Büro gegenüber lag das Müllerzimmer. Es diente als Ruhe- und Kantineraum für die Nachschicht-Müller.

Eine weitere Tür daneben vibrierte stets, und das Glas war trüb vom Mehlstaub. Durch sie betrat man den eigentlichen dröhnenden Mahlbezirk.

Trotz des Verbotes fesselte mich diese Tür sehr, und ich überschritt erstmals diese Schwelle.

Sämtliche Behältnisse aus Holz, die Kanäle, die Transmissionen, die Mühlsteine, ließen Böden und Wände erzittern und verursachten einen Höllenlärm.

Der Blick die Treppe hinunter ins Kellergeschoss war unheimlich. Ich wusste, dass sich dort unten Ratten aufhielten, noch mehr Respekt flößte mir aber der fletschende überbreite Hauptantriebsriemen ein, der die Transmissionen in Gang hielt. Staunend verfolgte ich später den Betrieb der Lifteinrichtung. Diese verlief ohne

jede Schutzverkleidung für Schacht und Lift durch alle Stockwerke. Die Mechanik wurde von der Hand des Benützers mit einem Steuerseil betätigt. Dieses löste auf Zug die Bremse, und die Liftplattform stieg nach oben. Hinunter ging alles im Leerlauf. Durch den konstanten Zug am Seil fiel der Lift fast im freien Fall in die Tiefe. Damit die Hand des Müllers nicht durch die Seilreibung verbrannte, schützte dieser die Innenhand mit einem Putzlappen.

Die Sackrutschbahn

Im Verlaufe der Zeit wurde mir die ganze Mühle vertrauter. Die Müller kannten den kleinen Buben, der sie manchmal beim Arbeiten beobachtete, und ließen ihn gewähren.

Von Dachgeschoß und Sacklager aus führte eine aalglatte Rutschbahn wendeltreppeartig bis zum ersten Stock. Dort befand sich die nach außen gerichtete Rampe, welche die ankommenden Mehlsäcke abbremste. Kräftige Müllerarme packten sie von da auf die schweren Fuhrwerke der Mühle.

Am besten gefiel mir oben die geräumige Schreinerei. Da die Mühle mehrheitlich aus Holz gebaut war, hatte der Schreiner stets viel Arbeit. Kanäle, Gehäuse, Sackwagen brauchten ständige Wartungen. Hans «Heus» Keller war gelernter Mühlensbauer, und manch zerbrochenes Spiel-

zeug oder kaputten Haushaltgegenstand hat er uns zusammengeflickt.

Das Flachdach hatte für mich eine besondere Bedeutung. Wenn man den Altan betrat, tat sich eine neue Welt auf. Über der Enge der Gassen ein Hauch von Freiheit. Mutter richtete mir während des Wäsche-trocknens das Sonnenbad in einem Waschzuber.

Auf dem bemoosten Saalbaudach gegenüber züchtete Saalbauabwart Hässig große Kakteen, und im Herbst dörrte er dort seine vielen selbstgesuchten Pilze als Winter-vorrat.

Der Rundblick über all die Dächer der Altstadt war einzigartig. Es war deshalb nicht verwunderlich, dass Verwandte und Freunde von uns den fast beschwerlichen Weg auf die Zinne auf sich nehmen mussten, um die Aussicht zu genießen.

In der Ecke eine Treppe

Mein Vater war Buchhalter und Prokurist in der «Gasi» (Gaswerk) in Aarau. Er war sehr belesen. Seine Schrift ist fließend und gestochen scharf. Sie hat trotzdem einen schönen Schwung, und ich lese noch heute gern in einem seiner Mäppchen mit der Aufschrift «Sprüche Salomons, die verdien-nen festgehalten zu werden».

In der folgenden Geschichte erinnere ich mich eines «Spruches» – nicht von Salomon, sondern von mir. Er hatte ihn nicht

aufgeschrieben, behielt ihn aber seiner Lebtage im Kopf.

Vater hatte eines Morgens kein frohes Erwachen. Er ärgerte sich, denn tags zuvor musste er nach einem Augenschein in das Schreibheft meiner zweiten Klasse der Gemeindeschule feststellen, dass ich wohl Buchstaben schreiben gelernt hatte, doch Sätzlein und Wörter strotzten von Schreibfehlern noch und noch.

Mutter war nicht begeistert vom Vor-schlag, dass mir Vater Nachhilfestunden in Deutsch und Schreiben geben wollte. Schließlich fügte sie sich, und man schritt auch ohne meine Zustimmung zur Tat.

In meiner Stube stand der große Klapp-tisch aus dem Schneideratelier meiner verstorbenen Großeltern mütterlicherseits. Nach dem Nachtessen setzte sich Vater trotz viel Platz recht nah neben mich. Ich liebte und achtete ihn als großen starken Mann, doch die unmittelbare Nähe seiner Gestalt war mir nicht ganz geheuer.

Zum Diktieren benutzte er die *Aargauer Fibel, Lesebuch in deutscher Schrift für Ge-meindeschüler* (1911). Darin fand er auf den hintersten Seiten die Beschreibung und die Zeichnung eines bäuerlichen Heim-wesens. Dort ist zu sehen und zu lesen, dass nebst «vielen Gerätschaften auch eine Egge (Ackergerät) unter einer Treppe» steht.

Vater hielt sich nicht genau an den Ori-ginaltext im Lesebuch. Er diktierte: «In der Ecke eine Treppe...» Zwei oder drei Mal

wurde mir der Satz langsam und deutlich vorgesprochen. Ich aber hörte unten auf dem Müliplatz das frohe Lachen der Mädchen und Buben bei ihren Spielen: «Es kommt ein Herr aus Ninifee, wipple, wipple compane.» Dazu übte ein Stockwerk tiefer Marily Bieri wie vergiftet auf ihrer neuen Handorgel den «Öpfelmarsch». Das Lachen und die stets gleiche Melodie störten, ließen mich nicht recht konzentrieren, und auch mein Lehrmeister ärgerte sich über die Ruhestörung. Dann war es soweit: «Zeig, was hesch gschriben?» Ich reichte ihm mein Übungsheft und schaute ängstlich und erwartungsvoll auf seine Gesichtszüge.

Und nun geschah etwas Merkwürdiges. Er las, und sein Gesicht verzog sich zu einem Lächeln. Er fuhr mir versöhnlich durchs Haar – nahm mein Geschriebenes und zeigte es der Mutter. «Muesch en ned uslache», sagte sie.

Was war da schwarz auf weiß zu lesen?
«...In der Ege eine Drebe.»

Es ist klar, dass ich mit dieser Wortkombination zuhause noch oft konfrontiert wurde, doch nie im bösen Sinn. Ich lernte damit leben, und die Sache blieb mehr oder weniger unter uns. Mir war wichtig, dass es in Zukunft zuhause keine «Exercises» mehr gab.

Einige Jahre später schenkte mir Tante Hanny Karl Mays Buch *Unter Geiern*. Ich hütete dieses Buch mit den «Geschichten aus der Wüste Llano estacado» wie meinen

Augapfel. Deshalb verstehe ich heute gut, weshalb ich unauslöschbar mit Bleistift auf der ersten Seite mein Besitzerrecht eingravierte: «Eigentümer Reudi Häny.» Heute würde man mich wahrscheinlich in die Gruppe der Legastheniker einreihen – damals gab es noch wenig Verständnis für dieses Fehlverhalten beim Schreiben.

Jahre waren vergangen. Trotz allem hatte ich meinen Weg gemacht. Nach dem Diplom als Elektroingenieur arbeitete ich für viele Jahre bei der ehemaligen Elektrounternehmung Kummler und Matter AG (mit Sitz in Zürich) als Projekt- und Bauleiter für Fahrleitungen.

Ich kam weit in der Welt herum, aber besonders liebte ich es, wenn es galt, auf heimatlichem Boden ein Projekt zu realisieren, wie z. B. die Neutrassierung der Strecke Basel–Aesch durch die Basler Verkehrsbetriebe.

Unmittelbar neben dem Trassee war eine schmucklose Neuüberbauung entstanden. Hier wohnten meine Jugendfreunde Theo und Annina Weber-Hegnauer mit ihren beiden Buben Thomi und Edi. Es war ein kalter Tag, und ich war zum Mittagessen eingeladen. Theo und Thomi blieben außer Haus, denn ihr Weg war zu lang für den kurzen Nachmittag. Zeitig räumte ich mein Messgeschirr samt Plänen zusammen, entließ die Messgehilfen in den Mittag und begab mich zur Haustür meiner Freunde. Um etwas Leben in das trostlose

Haus zu bringen, läutete ich und machte gleichzeitig einen Handstand, indem ich die Beine an der Wohnungstür abstützte. Edi öffnete und freute sich riesig, als ich der ganzen Länge nach im Hausgang auf dem Rücken lag. Ich tat mir nicht weh, denn im Judo hatte man mir die Falltechnik nützlich beigebracht.

In der warmen Stube sah ich Hefte und Bücher, und Annina entschuldigte sich für das einfache Mahl, das sie gekocht hatte. Sie hätte viel zu tun mit Edi, der in der Schule nicht nach Daddys Vorstellungen arbeite und speziell im Schreiben Fehler über Fehler mache. So hatten sie deswegen «viel Mais». Daddy verlange zu viel, und es fehle ihm an Verständnis und Geduld. Sie mache jetzt halt Schreibübungen und diktiere ihm aus Lesebüchern mehrmals die Woche.

Jetzt wurde ich hellhörig. Alles schien mir fast wie vor vielen Jahren. Ich sah mir so ein Diktat an. Dann rief ich Edi, er soll je ein Papier oder ein Heft bringen und Schreibzeug.

«Chom, mer gönd es Herrezimmer», das heißtt, wir legten uns bäuchlings auf den Teppichboden.

«I tue der öppis diktiere – los guet zue und schrib denn.»

Langsam und deutlich sprach ich meinen Satz: «In der Ecke eine Treppe.» Ein Mal, zwei Mal, drei Mal. «Hesch verstande!» Er grinste und nickte. Langsam kritzelt er Buchstabe an Buchstabe.

«Bisch fertig? Zeig, was hesch gschriben!» Ich glaubte zu träumen. Da stand nämlich: «In dr Ege en Drebe.»

Edi verstand meinen Freudenausbruch und sein Glück nicht ganz, als er meinen Fünfliber in der Hand hielt und mir dafür sein Schriftstück gab.

Statt direkt nach Zürich heimzufahren, nahm ich den Umweg nach Aarau zu Vater. Als er mein Dokument gelesen und die Geschichte gehört hatte, ging er ohne großen Kommentar in den Keller und kam mit einer schlanken Flasche «Kasteler» vom Weinbauer Heiri Brack nach oben. Dann stießen wir auf das Wohl von Edi Weber und unser eigenes herzlich an. Mein Hausschild stand von nun an nicht mehr so schief.

Mit der Kavallerie in die Sonntagsschule

Der Titel stimmt zwar nicht ganz, aber lesen Sie trotzdem weiter, was mir damals, an jenem verhängnisvollen Sonntag passiert ist. Es war ein schöner Sonntagmorgen im Spätsommer. Vater hatte sich sorgfältig herausgeputzt für den Spaziergang in die Stadt, mit anschließendem Apéro im «Salmen».

Ich selbst wurde von der Mutter gestriegelt und mit sauberer Wäsche versorgt. Ich hasste diese Prozedur, denn die neue Unterwäsche war hautnah und engte mich

jedes Mal ein. Zum Entsetzen der Mutter begann ich die neue Combinaison mit beiden Händen auszuwalzen, bis sie etwa dem abgelegten Zeug entsprach, das während einer Woche lose meinen Körper umschloss und worin ich mich wohl fühlte. Dann begann das Theater mit der kratzigen Bleyle-Hose, dem rohseidenen Hemd und den Spezialhosenträgern. Mutter hatte dafür ein eigenes System entwickelt. Sie fand es unschön, wenn ein sauber gebügeltes Hemd durch Hosenträger à la Modell «Herkules» zerknittert wurde, meine Schulkameraden Fredy Michel, «Mige» Morach, «Peuk» Huber und «Schmege» Schneider störte das wenig, denn mit «Herkules» war man schon ein halber Mann. Mutters Patent: die Hosenträger wurden unter das Hemd verlegt. In mühevoller Handarbeit hatte sie am Hemd sechs Knopflöcher ausgespart (etwas über dem Hosenbund). Durch diese wurden die Gummilitzen der Träger nach außen gezogen und mit der Hose verknüpft. Bis alles tadellos saß und gerichtet war, dauerte es eine Weile. Obschon Mutters Hände warm waren, wünschte ich dieses System stets zum Teufel.

Ausgerüstet mit beißender Hose und dem unbequemen «Kummet» verließ ich das Zuhause auf der Seite des Müniplatzes. Im Hosensack hatte ich einen Batzen für das Missionsnegerlein in der Sonntagschule, dessen dankbares Nicken beim Einwurf eines Geldstücks oder einer Unter-

lagsscheibe ich heute noch vor mir sehe. Durchs Ochsengässli gelangte ich zum Graben. Hier versperrte mir eine Reiterschwadron den Weg Richtung Pestalozzi-Schulhaus.

Es waren Kavallerie-Rekruten, die – so hörte ich sagen – zu einem Schlusswettkampf in den Schachen ritten. Die Reiterschar versetzte mich in eine andere Welt. Es roch nach Pferden, nach Lederzeug, nach Uniform, Kampfer und nach Schweiß. Die derben Stiefel waren auf Hochglanz gewichst, und die starken Pferde glänzten im morgendlichen Licht. Stolz saßen die Soldaten im Sattel.

Ich vergaß die Sonntagsschule und das arme, nickende Negerlein im weißen Hemd auf dem schwarzen Sockel und lief einfach Ross und Reitern hinterher.

Der steile Ziegelrain wurde vorsichtig angegangen. In leichter Rücklage saßen die Reiter auf den Pferden und hielten konzentriert die Zügel. Sicher setzten die starken Pferde ihre Hufe auf das glitschige Pflaster. Ab und zu scheute eines der Pferde, aber letztlich landete der Trupp sicher unten im Schachen.

Auf der Höhe der Allmendstraße wurden die letzten Rennvorbereitungen getroffen. Zwei weiße Stangen, weit auseinanderliegend, mit Zielband, Tischen und Stühlen für das Kampfgericht und die vielen schon sichtlich aufgeregten Pferde versetzten mich in Hochstimmung.

Im freien Trab ritt die Schwadron zum

«Chogelepfff» (Kugelfänger). Dort sammelte man sich in Wettkampfformation und zum Start in kleineren Gruppen.

Eine Staubwolke und gleich danach der Startschuss markierten den Beginn einer wilden Jagd. Ein Pulk von etwa zehn Pferden kam in rasendem Galopp näher. Die Reiter lagen nun tief nach vorn geneigt auf ihren Pferden und trieben diese zu Höchstleistungen an. Nach und nach stellten sich immer wieder neue und siegreiche Reiter dem Starter, und eine Jagd löste die andere ab.

Vor elf Uhr wurde es für mich Zeit zum Gehen. Vater, den ich zuerst mit schlechtem Gewissen auch hier vermutet hatte, war nirgends zu sehen. Auf Nebenwegen schlich ich zur Stadt hinauf. Durch die Gollatti gelangte ich in die Pelzgasse: von hier ließ sich die Metzgergasse mit dem «Salmen» gut einsehen. Die Luft schien rein – Vater war nicht zu sehen. Das war gut so. Weniger gut war, dass ich keinen anderen Sonntagsschüler sah. Fredy Michel, der den gleichen Heimweg wie ich benutzen musste, hätte ich gerne gefragt, was in der Sonntagsschule gelaufen sei.

Vorsichtig erreichte ich das Stadthöfli und den schützenden Eingang zur Mühle, meinem Zuhause.

In der Küche hantierte die Mutter. Eben nähte sie mit Faden die gefüllte Kalbsbrust zusammen. Ich liebte ihr Meisterstück über alles, denn die Füllung mit Brät, Gehacktem, eingeweichtem Weggli, Ei,

Peterli, Muskat und anderem Gewürz entstammt einem Familienrezept aus Urgroßmutters Zeit.

Dienstfertig fragte ich: «Chani öppis hälfe?» «Jo, chasch de Orangesalat rüscht für de Dessert.» So saß ich also emsig arbeitend über meinen Orangen, als Vater heimkam. Er gab sich freundlich, fast ein bisschen übertrieben.

«So, esch de Ruedi au scho deheim?»

«Wie esch es gsi e de Sonntagschuel?»

«Es esch schön gsi.»

«So, was händ er ghört?»

«Jo weisch, so vom Heiland und vom liebe Gott.»

«Was förne Pfarrer händer gha?»

«Jo weisch, de liebi Herr Pfarrer ...»

Was jetzt geschah, kam urplötzlich. Wilhelm Busch beschreibt das so (Bählamm): «Ohrfeige heißt man diese Handlung: Ein Prall, ein Schall dicht am Gesicht – Verloren ist das Gleichgewicht.»

Ich lag also unvermittelt am Boden neben dem Taburett. Neben mir das Rüstmessier, die Orangenschnitzchen und das triefende Holzbrettchen. Vater steigerte sich in eine Wut und wiederholte laufend: «De Bueb het mi agloge ... De Bueb het mi ... Er esch net e de Schuel gsi ...!»

Für Mutter war es schlimm – sie wusste ja nicht, was los war. Sie versuchte Vater zu beruhigen und bat, nicht nochmals zuzuschlagen.

Ja, was war geschehen? Nach dem Apéro im «Salmen» wartete Vater auf mich.

Fredy Michel kam – aber alleine.

«Wo esch der Ruedi?»

«De Ruedi esch net cho!»

«Aber er esch doch am Morge gange, i hane no gseh go.»

Aber Fredy blieb fest: «Er esch halt ned cho.»

Der Sonntag war kaputt. Die Kalbsbrust hatte zuviel Oberhitze erhalten und ließ sich mit dem schärfsten Tranchiermesser aus unveredeltem reinem Sheffield-Stahl nicht schneiden. Sie zerfiel, weil die Naht platzte und die Farce auslief. Vom Orangensalat mochte ich später nichts essen. Die am Boden verstreuten Schnitzchen waren mir noch zu gegenwärtig.

Übrigens wird man verstehen, dass mir jedesmal die Erinnerung an diesen Sonntag kommt – dann nämlich, wenn ich mit dem genannten alten Tranchierbesteck meiner Eltern hantiere. Das mit Elfenbeingriffen bestückte Set in dem mit blauem Samt ausgeschlagenen Etui war ein Hochzeitsgeschenk von Gaswerkdirektor Grob an meine Eltern und leistet heute noch hervorragende Dienste.

Gegen Abend wurde die Stimmung besser. Als Vater mich fragte: «Esch es schön gsi im Schache mit de Ross?», erschrak ich bei nahe vor Glück. «Wer het potzt?» Obwohl ich bis zu meinem Weggang einen mutmaßlichen Sieger ausgemacht hatte, ließ ich mich auf keine näheren Details ein.

Noch zu stark war in meiner Erinnerung die Geschichte vom lieben Herrn Pfarrer.

Die Saalbaugeschichte

Emil, der Sohn des Saalbauabwärts Hässig, war etwa vier Jahre älter als ich. Ihm verdanke ich mein Wissen rund um den Saalbau, das wohl einmalig ist.

Fritz Wägeler, vielleicht ein Jahr älter als Emil, war mein Freund. Ich mochte ihn von allen Buben am besten, und ich wollte so groß und stark werden wie er. Seine Eltern führten den bekannten Gasthof «Salmen». Auch ihm verdanke ich manches, das ein Bub einfach wissen und lernen muss. So versorgte er mich schon früh mit Sprüchen aus dem Umfeld der Wirtschaft oder aus seinem Klassenzimmer. Vieles behielt ich wohlweislich für mich, denn zu Hause wäre ich schlecht angekommen mit Versen wie zum Beispiel: «Am Fulebacherwägli, am Fulebacherstutz, do hocket es Meitli ...»

Manchmal hatten Emil und Fritz Krach miteinander. Dann wusste ich nie so recht, zu wem ich halten sollte, und war jedes Mal froh darüber, wenn die zwei wieder Frieden schlossen.

Die Geschichte mit dem Saalbau begann so, dass Emil oft nicht mit uns spielen konnte, denn er musste im großen Saal die Stühle für eine Aufführung nummerieren. Dazu stellte er uns Buben und Mädchen vom Müliplatz als Helfer an. Jede Stuhllehne erhielt ein zweiteiliges Nummernplättchen aus eingefasstem Karton, das mit zwei Leinenbändeln zusammengehalten

wurde. Wir haben dann fast akkordmäßig die Nummern über die Rücklehne gelegt und mit je einem «Lätsch» daran fixiert. Bei solchen Einsätzen lernte ich mich mit der Zeit im Saalbau zurechtzufinden. Zum Dank für geleistete Arbeit nahm mich Emil manchmal mit in die geheimnisvollsten Winkel des Saalbaus.

Da war einmal der Schnürboden über der Bühne mit dem Gewirr an Seilwerk, der Verankerung des Kronleuchters und dem Durchblick von oben durch Öffnungen auf die Bühne und den bestuhlten Saal.

Im nördlichsten Teil der Baute fanden sich die eingelagerten bemalten Kulissen an den Wänden; dort waren auch die Garderoben der Schauspieler. Viele Eindrücke nahm ich mit meinem Geruchssinn wahr: Kleider, Masken, Parfümduft und Theaterutensilien beherrschten diese Räume. Da hinten hatte auch Emils älteste Schwester Trudi ihren «Schlag». Voll Stolz präsentierte mir Emil, was Trudi bereits an schöner Garderobe und seidener Unterwäsche besaß. Trudi hatte halt schon Bekanntschaft. Später heiratete sie nach Zürich und wurde, wie es in Aarau hieß, die Frau eines Bankdirektors.

Auf der Bühne fesselte ein halbrunder Kasten meine Neugier. Man konnte hinein und hinab sehen. Ein gepolsterter Sitz, eine Leselampe und beschriebene Blätter fanden sich da unten vereint. Die leiterartige Treppe, die ins Dunkle unter der Bühne führte, erregte meine Phantasie.

Später war ich glücklich, als ich bei einer weiteren Exkursion im Keller die Treppe fand, die unter die Bühne zum halbrunden Kasten führte. Emil lehrte mich, dass diese Einrichtung der Souffleuse dient, welche den Theaterleuten hilft, den Faden wieder zu finden.

Am südlichsten Ende des Untergeschosses befand sich der riesige Kohlenkeller mit einem Monstrum von Ofen. Der Boden war voller Kohlenstaub, und es knirschte unter den Schuhen. Was man anrührte, hinterließ schwarze Spuren an Kleidern und Händen.

Da drinnen begann unser Emil eines Tages ein Paddelboot zu bauen. Die Idee fand ich großartig, denn alles, was mit Schiffen zu tun hatte, fesselte mich. Sein Arbeitsplatz hingegen schauderte mich, da sauberes weißes Holz und schwarze Kohle einfach nicht zueinander passen.

All dies schien Emil nicht besonders zu stören. Auf zwei «Böckli» wurde die Kiellegung vollzogen. Eine Doppeldachlatte von vier Metern Länge als Kiel erhielt vorn und hinten je ein vertikales Bug- und Heckholz von 40 Zentimetern Höhe. Die Verstrebung dieser Hölzer mit dem Kiel bestand ebenfalls aus Dachlatten mit in die Gehrung geschnittenen Enden. Das Ganze wurde mit kräftigen Nägeln nach Zimmermannsart zusammengehalten. Damit man erkennen konnte, wozu das Dachlattengebilde taugen sollte, bediente sich der Schiffsbauer zweier Bodenleisten aus

Hartholz, welche er in geschweiftem Bogen an Bug und Heck nagelte. In der Mitte sorgte ein Spreizstab zur Markierung der fertigen Bootsform. In dieser ersten Phase der Kiellegung erntete Emil viel Bewunderung. Doch mittlerweile kündigte das Eintreffen der Senges-Truppe die beginnende Theatersaison an. Emil musste seine Arbeit einstellen, da der Heizer und seine Kohlen allen Platz beanspruchten.

Der Winter ging zu Ende, die Theaterleute zogen wieder ab, und Emil arbeitete weiter am Schiff.

Eines Tages belebten junge Männer die Stadt. Gegen Abend sah man sie in Gruppen fröhlich aus den Wirtschaften kommen. Am Hemd oder Kittel waren kitschige Gebinde aus Kunstblumen und Sonstigem angeheftet.

«D Stecklibube» mussten sich für den Militärdienst stellen. Im Saalbau war ein Kommen und Gehen. Neugierig suchte ich Emil auf, der nur sagte: «Chom cho luege.» Von der Galerie sah man direkt in den Saal hinunter. Emil erklärte mir, dass jetzt die zukünftigen Soldaten sanitärisch untersucht würden. An einem Tisch war ein Schreiber. Ein Arzt mit weißem Mantel saß auf einem Stuhl mit Korbgeflecht. Die angehenden Rekruten kamen einer hinter dem anderen zum Doktor mit geöffneter Hose. Mit der einen Hand begutachtete dieser die Hoden, wog sie gewissermaßen, und – mit einer Art Taktstock in der anderen – hob er den Penis des vor

ihm Stehenden in die Höhe und guckte genau hin. Emil machte mich auf gewisse Besonderheiten aufmerksam, wie etwa: «Lueg emel dem sine a!» So lernte ich ganz heimlich Unterschiede in der männlichen Anatomie kennen.

Unser Beobachtungsposten war von unten nicht einsehbar, denn wir beide hockten am Boden und schauten durch das gekreuzte Holzwerk der Galerie-Balustrade.

Damit Fritz, der Wirtssohn, frei für die Gasse bekam, musste auch er, ähnlich wie Emil, vorerst zuhause Hand anlegen.

Im Müligässli unten hatte der «Salmen» so eine Art Laboratorium im Keller.

Hier wurde rote und weiße Limonade hergestellt. Es galt von Zeit zu Zeit, die leeren Fläschchen zu reinigen und neu abzufüllen. Auch zur heißen Sommerzeit war es im Limonadenkeller kalt und nass.

Die Flaschen mussten wir mit dem «Flächenscheputzer» zuerst von Hand putzen, dann steckte man den Flaschenhals auf eine Hochdruck-Wasserdüse und drückte nach unten, so dass der Wasserstrahl zischend das Innere reinigte.

Der Dichtungsgummi des Flaschenverschlusses musste, wenn dieser spröde oder defekt war, ersetzt werden.

Der Lohn für diese Arbeit war, dass wir rote und weiße Limonade trinken durften – so viel wir mochten.

Mir genügte in der Regel eine halbe Flasche. Fritz hingegen vertrug da etliches mehr.

Mit einem gekonnten Handkantenschlag öffnete er den Flaschenverschluss und leerte den Inhalt fast in einem Zug.

«Was macht de Hässig (Emil) mit sim Schiff?», fragte mich eines Tages Fritz.

«I glaube, er esch scho wiit.»

«Gang weder emol go luege», meinte er. Also schlich ich mich bald darauf in den Kohlenkeller des Saalbaus und erschrak beinahe über die unmögliche Schiffsform, die ich hier vorfand. Aber alles, was zu einem Boot gehört, war jetzt da. Eine Haut über einem Gerippe aus schwerem Vierkantholz und zwei Spanten, die – dem Abfallholz nach zu schließen – ehemals zu einer massiven Bettstatt gehört hatten.

Die Schiffshaut war straff gespannt und roch nach Leinöl. Emil benutzte dazu Kulissen-Emballage, die er – wie er mir später sagte – viermal mit grauer Ölfarbe aus dem Fundus des Kulissenmalers imprägniert hatte.

Es fiel mir schwer zu glauben, dass dieses Unding von einem Schiff je schwimmen würde. Doch es kam der Tag, da der Stapellauf bevorstand.

Alles war da an jenem Mittwochnachmittag: Fritz, Bruno Maestri vom Stadthöfli, Hugi, Rösi und Marily Bieri, die Hürzeler-Kinder und andere.

Das übergewichtige Schiff wurde mit vereinten Kräften aus dem Keller geholt und auf ein einachsiges Transportwägelchen geladen. Die Räder des ehemaligen Kinderwagens bekamen durch das große Ge-

wicht bald einmal X-Beine und scheuer-ten seitlich an der Bootshaut. Am steilen Schlossrain war die Fuhre kaum mehr zu halten.

Endlich war es so weit. Dort im Hammer, wo der Stadtbach breit war und ruhig gegen die Hegnauerfabrik floss (oberhalb dem heutigen Wasserrad), fand der Stapellauf statt. Edgar Breida, der starke Küchenbursche vom «Salmen», stand im Bach und hielt das Boot von hinten fest. Bald einmal wurde klar, dass Emils Schiff quer zur Längsachse nicht stabil war. Mit anderen Worten: Es neigte sofort zum Kentern, sobald man nicht helfend zur Seite stand.

Emil achtete nicht auf das komische Gehabe seines Bauwerks. Er nahm sein schweres Kanupaddel und stieg behutsam ins Schiff. Dann rief er zu Edgar: «...Lass los.» Im nächsten Moment begann der Kampf mit dem Gleichgewicht. Dieser dauerte nur wenige Sekunden, dann kenterte das Schiff – und Emil lag im Wasser. Nach dem ersten Schock gewann aber bald der Humor Oberhand und man hielt sich den Bauch vor Lachen. Kieloben trieb das Schiff gegen den Rechen der «Hegnaui», wo wir es recht unsanft aus dem Bach schleppten.

Was aus der Fehlkonstruktion von damals geworden ist, weiß ich nicht. Heutzutage würde man diese allenfalls als «Kunst am Bau» an die schwarze Saalbau-Fassade hängen mit dem Titel: «U-Boot, beim Tauchgang.» Wer weiß!

Hugos «Lachtüбли»

Ich bin mit «Hugi» aufgewachsen. Er wohnte in der Metzgergasse in der Nähe des damaligen Schlachthauses (heute Tuchlaube) und ich in der Stadtmühle.

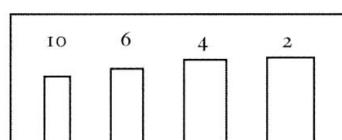
Hugi war ein Jahr älter als ich, und wir beiden besuchten den Kindergarten von Tante Zeller in der Asylstraße.

Als Weg zum Einkaufen wählten Mutter und Vater in der Regel den Gang durch das Stadthöfli. Draußen in der Metzgergasse fanden sie all die Geschäfte, die ein Haushalt brauchte.

Auch mein täglicher Weg, sei es in den Kindergarten, zum Kommissionen machen oder zum Gespielen Hugi, führte durch das romantische Stadthöfli.

Hier roch es nach beißendem Rauch aus den ebenerdigen Wohnungen, vermischt mit dem Geruch von feuchten Mauern. Noch andere Gerüche sind mir in Erinnerung. Kabis und Kohl für den Wintervorrat rüstete Frau Fischer beim gusseisernen Brunnen mit einem riesigen hölzernen Hobel mit Gleitkasten. Doch anderer Art war der Duft von gespaltenem Holz und Briketts von Stirnemanns Holz- und Kohlenhandlung. Nachdem der Kindergarten jeweils aus war und ich mich daheim zurückgemeldet hatte, suchte ich in der Metzgergasse Erholung vom Schulbetrieb. Jede Jahreszeit hatte besondere Arten von Spielen. Wurden am Graben die Platanen geschnitten, so war es fast Ehrensache, dass

die Kinder mit Pfeil und Bogen herumließen, die vom Baumschnitt gefertigt wurden. Dann war da das Spiel mit den Märbeln. In jedem gepflasterten Straßengraben kauerte ein Trüpplein Mädchen und Knaben und spielte um den Gewinn der bunten «Märbeli», Glas- oder Kugellager-Stahlkugeln. Jede Kugelart hatte einen besonderen Marktwert. Ältere Spieler bastelten sich sogar eine Schablonen mit unterschiedlich großen, nach unten offenen Durchgangslöchern. Über den Löchern stand der Wert, den ein Schuss durch das Loch an Kugeln bringt. Gelingt der Schuss nicht, kassiert der Halter der Schablonen:



Weiter kam die Zeit mit der Kunst, einen so genannten «Hurligugger» mit einer Geißel auf dem Trottoir in surrenden Drehungen zu halten. Es gab gute und schlecht laufende «Surri» aus Holz (Kreisel). Unten am Spitz war ein währschafter Nagel mit rundem Kopf nötig. Die Schuhmacher hatten damit allemal etwas zu tun.

Das friedliche Zusammensein mit Hugi endete in der Regel stets mit einem Zweikampf. Das Handgemenge entstand durch mannigfache Umstände. Wir malten an schönen Tagen, eng beieinander auf dem Trottoir sitzend, mit Wasser Bilder auf den Boden.

Damit das Wasser nach Farbe aussah, wurden dem Wasser Geranium- oder Rosenblüten beigemischt.

Meine Pinsel waren stumpf und ausgetrocknet. Hugi hingegen besaß gutes Werkzeug, denn sein Vater war Flachmaler. Man kann sich vorstellen, dass diese Maltechnik die Gefahr von gegenseitigen Missverständnissen in sich barg, besonders dann, wenn die Sonne nach und nach Teile des einen oder anderen Bildes löschte. Vergriff ich mich dazu noch an Hugis Pinseln, dann kam es zum Handgemenge.

In seiner Kampfmethode war mein Freund nicht wählerisch. Manch tiefe Kratzer an meiner Backe trugen Hugis Handschrift. Mutter verbot mir bei jedem Weggang von zuhause, mich mit Hugo zu zanken. Er kratzte nämlich und habe zu scharfe Fingernägel, hieß es.

Auf der Gasse war immer Betrieb. Da sah man fast täglich etwas Besonderes. Wenn Dr. Weber vom Schlossplatz einen Krankenbesuch ennet der Aare machte, benutzte er seine weiße Elektromobil-Droschke. Stolz saß er wie auf einem vornehmen Kutschenbock am Steuerhebel seines Fahrzeugs. Mit dem weißen Vollbart nach Kaiser Wilhelm und der schwarzen Melone beeindruckte mich der Doktor mit seinem leise schnurrenden Fahrzeug sehr.

Anders war die Vorbeifahrt eines groben, kettengetriebenen, lautstarken Lastautos, Marke «Berna» oder «Saurer».

Ein oder zwei durchgebrannte Pferde sorgten oft für Aufregung. Fluchtartig verzogen sich die Passanten dann in einen schützenden Hauseingang. Wagemutige Metzgerburschen stellten sich oft den fliehenden Tieren entgegen, konnten das Zaumzeug erfassen und die aufgeregten Tiere zum Stehen bringen. Umgekippte Brückenwagen, mit Heu oder Stroh beladen, brachten nicht selten auch Abwechslung.

Trauriger war das Abladen von Kühen und Kälbern vor dem Schlachthaus. Man spürte, wie sich die Tiere ängstigten und brüllten, sobald sie Schlachthausboden betraten, den Geruch von Blut wahrnahmen und dann brutal durch das Tor gezogen oder geschleppt wurden.

Früh verlor Hugo seinen Vater. Seine Mutter kämpfte sich tapfer durchs Leben. Keine Arbeit war ihr zu viel, um ein Auskommen zu haben und um Hugo eine anständige Bildung zu ermöglichen.

Mutter und Sohn verließen bald einmal ihre unbequeme Stadtwohnung in der Metzgergasse und zogen in ein größeres Reihenhaus im Scheibenschachen. Wir besuchten sie natürlich dort.

So kam es, dass ich auch mit Hugis Nachbarsleuten bekannt wurde. Erfreulich war für mich die Feststellung, dass da auch Leni wohnte. Sie war ein Mädchen, das sehr gescheit war und hübsch, darum von uns Buben sehr umworben.

Einen Stock tiefer lernte ich Herrn Müller kennen. Er konnte zaubern, und das

vortrefflich. Staunend sah ich jeweils auf seine Hände, welche die verrücktesten Kunststücke vorführten. Bei Gesellschaften und sonstigen Anlässen trat er auf und zeigte seine Zauberkünste. Er experimentierte dann auch mit kleinen, zahmen weißen Tauben. Im Gegensatz zu unseren fetten «Milituben» wirkten diese Exemplare niedlich und grazil. «Zauberer Müller» nannte sie «Lachtüбли».

Eines Tages berichtete mir Hugi, dass er demnächst vom Zauberer Müller ein Pärchen «Lachtüibli» erhalten würde, sobald er Nachwuchs im Stall habe. Ich nahm Hugi das Versprechen ab, dass er mir später von seinem Nachwuchs ebenfalls ein Pärchen schenken wird.

Darauf ging ich in der Mühle zu Schreiner Keller. Eine passende Kiste fand sich schnell, und so entstand ein Stall mit einer Gittertür, Querstängelchen und Futternapf.

Vater war nicht gerade erfreut ob dem neuen Möbel in der Wohnung, aber er ließ mich gewähren.

Als ich «Fräni» Wolfsgruber, meinem neuen Freund, von meinem Glück mit den Tauben erzählte, musste ich ihm versprechen, ihm – sobald ich Nachwuchs hätte – ein Pärchen zu überlassen.

Später zeigte mir Fräni, was für einen herrlichen Stall er mit Hilfe seines Vaters vorbereitet hatte. Dieser war um einiges größer als meiner und hatte für die Fütterung ein kleines Seitentürchen.

Nun kann man sich den weiteren Fortgang dieser wahren Begebenheit leicht vorstellen.

Zauberer Müllers «Lachtüibli» legten keine Eier. Hugi erhielt somit keine Zuchttäubchen. Mein Stall blieb deshalb leer, und der Taubenschlag von «Fräni» musste nach einer langen Wartezeit für eine andere Nutzung herhalten. Übrigens hat Hugi bis zu seinem Lebensende der Altstadt seine Treue bewahrt. Jedermann kannte ihn, wenn er bei Fridy Maestri, ehemals ein Stadthöfli-mädchen, am Zollrain-Kiosk verweilte, oder später bei der EPA auf Beobachtungsposten stand.

Zum Glück sind meine «Lachtüibli» noch heute bei meiner Frau und mir gegenwärtig. Bei einem Versprechen oder einem Projekt, von dem wir genau wissen, dass es niemals realisiert werden kann, heißt der Kommentar: Das sind doch wieder emol nur «Lachtüibli».

Das Barmelweid-Singen

Unser Lehrer von der dritten bis zur fünften Klasse Gemeindeschule hieß Adolf Keller. Mein damaliger Mitschüler Libero Taddei versichert mir noch heute: «Er war mein bester Lehrer – Herr Keller verstand mich und mochte mich gut!» Obwohl auch er im Verlauf der Zeit etliches von Kellers Handschrift abbekommen hatte. Libero erduldete eine gelegentliche Maß-

regelung des Lehrers, wenn er diese verdient hatte.

Nicht immer war das so. Ich erinnere mich noch gut an jenen Vorfall mit unserem Aushilfslehrer Paul Erismann. Der später bekannte Aarauer Chronist war noch sehr jung, als er für den erkrankten Lehrer Keller einsprang.

Was Libero damals angestellt hatte, dass Erismann mit einem gewaltigen Satz bei Libero stand und ihm eine saftige Ohrfeige verpassen wollte, weiß ich nicht mehr. Wieselflink wich dieser dem Schlag aus – getroffen wurde die Nase, die sofort zu bluten anfing.

Libero drückte sein Nastuch auf die Nase, schlüpfte aus dem Bänklein und rannte zur Tür. Er schrie dazu überlaut: «I säges im Leo – i säges im Leo! ... De get Ech denn scho ufe Ranze!» (Leo war sein ältester Bruder und ein bekannter Aarauer Fußballer.) Wir hörten den Schreienden auch noch von draußen «... I säge ...»

Lehrer Keller leitete außer der Schule den Arbeiter-Sängerbund Aarau. Er war Sozialist und stand zu seiner Partei. Am ersten Mai betrat er die Schulstube, seinen roten Bändel im Knopfloch, und nachmittags marschierte er im Umzug mit.

Soziales Denken und Handeln bewogen Keller eines Tages, den armen lungenkranken Patienten der Barmelweid mit seiner Schulklassie und dem Gesang einiger Schweizerlieder eine Freude zu bereiten. Auf Wanderungen mit meinem Vater

hatte ich den Jura gut kennen gelernt. Das wusste Keller. So erhielt ich von ihm den ehrenvollen Auftrag, mir drei Kameraden auszusuchen und am Mittwoch zur Barmelweid zu wandern und dort bei Oberschwester Theres anzufragen, ob unsere Klasse in den nächsten Tagen zum Singen willkommen sei.

Als Begleiter wählte ich den wortgewandten Ruedi Trüb, den Metzgerssohn «Mige» Morach, Hansi Ritter und «Schmege» Schneider.

So trafen wir uns dann eines Morgens beim Stadthöfli. Der kleine Rucksack von «Mige» war gewichtig – aus dem Innern kam ein Duft wie aus einer Rauchkammer. Der Metzgerssohn hatte sich vorsorglich mit Schüßligen und Landjägern gut eingedeckt.

Vergnügt nahmen wir den Weg nach Obererlinsbach über den Alpenzeiger und die Geren in Angriff.

Bald einmal befanden wir uns auf der Küttigerstraße unterhalb des Aarauer Ausflugrestaurants «Wygärtli». Leider hatten wir kein Geld und keine Zeit, um einzukehren. Gerne hätte ich meinen Kameraden die beiden Geschwister Erb vorgestellt.

Als tüchtige Wirtinnen sind sie mir noch heute gegenwärtig. Was sie an bäuerlichen Spezialitäten an Sonntagen den Stadt-aarauern aufstellten, war feinste Kost aus Küche und Rauch. Ihr Service am Tisch war stets begleitet vom freundlichen Wort: «Entschuldigung!»

Wir passierten das Schulhaus Obererlinsbach.

Auf dem Pausenplatz betrachteten uns Buben und Mädchen neugierig.

«Wo chömet er her?» ertönte es aus einer Gruppe großer Buben.

«Vo Aarau!»

«Was, vo Aarau?» Großes Gelächter, dann vielstimmig: «Aarauer, Chappehauer, Birebießer, Hoseschießer.» Wir konterten: «Speuzer – Rucksäcklipure – Dreck a de Schnorre!»

Es kam zu den üblichen Rempeleien mit Händen in den Säcken und Oberkörperkontakt.

Plötzlich ging nach dem ersten Griffassen der Teufel los. Schon lagen zwei von uns am Boden unter einem Haufen von Bauernbuben. Wir mussten fliehen, denn die Übermacht war groß.

Es gelang «Mige», seinen Wurtsack zu behändigen und die am Boden Liegenden freizubekommen. Dann rannten wir los gegen den Erzbach.

Die Buben verfolgten uns noch eine Weile, bis die Pausenglocke sie zurückrief. Doch die Drohung, dass sie uns «ufe Ranze gänd, wenn mer weder do dore chöme», war eine ernstzunehmende Warnung.

Eingeschüchtert durch den überstandenen Kampf, gelangten wir zur Bergwirtschaft «Barmelhof». Da hielten wir draußen Rast, putzten uns am Brunnen und fragten «Mige», was er in seinem Rucksack an Essbarem mitföhre.

Gestärkt und wiederhergestellt, stiegen wir darauf auf steilem Pfad mühsam nach oben zum Sanatorium Barmelweid.

Etwas schüchtern betraten wir die noble Eingangshalle und fragten nach Oberschwester Theres. Vorher hatte Ruedi Trüb erklärt, er würde dann unser Anliegen schon vorbringen.

Die Schwester war über unseren Besuch hocherfreut und war mit dem vorschlagenen Besuchstag einverstanden. Sie lächelte immer noch sanft, als Ruedi am Schluss seiner Botschaft und zu meinem Entsetzen mit aufgestellter Nase sagte: «Mer händ jetz Hunger – chöme mer ächt jetz es Zvieri über?»

Wir andern erschraken leicht ob diesem außerhalb Programm liegenden Ansinnen. Als wir dann in der Kantine saßen, freute uns letztlich doch die Unbekümmertheit des strahlenden Trüb, der uns zu einem Schwachstromkaffee samt Weggli und Gipfeli verholfen hatte.

Der Heimweg ging wieder auf steilem Felsenpfad nach unten zum Barmelhof.

Unterwegs im Wiesland begegneten wir Vater Aeschbach aus Aarau (Gusti Aeschbachs Vater), der mit einem kleinen Holzräf voll Glarner Schabziger-Stöckli unterwegs war und einsame Jurahöfe mit seiner Spezialität belieferte. «Schmege» hatte einen Batzen bei sich und kaufte sich ein Stöckli. Bis Obererlinsbach hatte er seinen Schabziger ohne Brot hinuntergewürgt. An jedem Brunnen mussten wir Halt ma-

chen, damit «Schmege» seinen Durst stillen konnte.

Unser Weg nach Haus führte dem Erzbach entlang, aber diesmal mehrheitlich rechts vom Bach. Wir fürchteten uns vor einem weiteren Zusammentreffen mit dem Schlägertrupp vom Morgen. Auch die Abkürzung über die Geren gingen wir vorsichtig an, denn hinter jedem Gebüsch hätten uns die Speuzer auflauern können.

Endlich beim Alpenzeiger und angesichts der friedlichen Stadt fühlten wir uns wieder sicher.

Anderntags konnten wir Lehrer Keller nur Gutes berichten. Von der ruhmlosen Auseinandersetzung mit den Speuzer Buben ließen wir keinen Ton verlauten.

Auf jeden Fall wurde unser Gastspiel eine Woche später zu einem freudigen Ereignis – nicht nur für die Patienten und das Personal, sondern auch für die ganze Klasse. Der bekannte Schwachstromkaffee – aber diesmal mit einem Nussgipfel oder zwei – schmeckte noch besser als eine Woche zuvor.

I de Badi

So weit ich mich zurückerinnern kann, hatten die Worte: «Bad, Badi» und die Begriffe «Go bade, id Badi go, go bädèle», einen großen Stellenwert – ja, sie waren gewissermaßen Ausdruck einer auf Sauberkeit bedachten Einwohnerschaft von

Aarau und Umgebung, die mit dem Wasser gut und nützlich umzugehen verstand. Drehen wir das Rad einmal zurück, so kommt man nicht darum herum, zuerst vom kleinsten öffentlichen Bad zu berichten, das auch zur Winterszeit uneingeschränktes Badevergnügen und Sauberkeitsgefühl vermittelte. In der Golattennattgasse nämlich betrieb Fräulein Lina Schmid eine Badeanstalt.

In den Räumen der ehemaligen Druckerei des «Aargauer Tagblattes» standen noch vor kurzem 16 gusseiserne Badewannen auf Füßen mit Löwenpranken. Die kleinen Kojen mit holzverschalten Wänden und Gitterrosten am Boden waren trotz spartanischer Möblierung recht gemütlich. Wünschte der Guest neue Tücher oder sonstige Toilettenutensilien, konnte dieser den Knopf «Bedienung» drücken. In der Réception gab das Fallen einer Klappe mit der Kojennummer des Anrufers bekannt, wo die Bademeisterin verlangt wurde. In besonderen Fällen musste letztere auch dann eingreifen, wenn ein singender oder schnarchender Kunde in der Badewanne die Regeln der Hausordnung vergaß und allzu laut wurde.

Als mit der Zeit umfassende Sanierungsarbeiten anstanden und die Besucherfrequenz mehr und mehr zurückging, wurde der Betrieb eingestellt. (Ein letzter Besuch, der noch regelmäßig kam, war ein bekannter Brustschwimmer von Aarau, der es vorzog, in der originellen Atmosphäre der

Badeanstalt seine durchtrainierten Muskeln zu entkrampfen. Sein berühmtes Vorbild war ein Weltrekordschwimmer aus dem Norden, und der hieß Arne Borg.)

Die alten Freiluft-Badeanstalten von Aarau waren sauber, was man vom Wasser nicht unbedingt behaupten konnte. Als erste wäre da die oberhalb der Kettenbrücke im Aareufer ausgesparte und holzverschalte Frauenbadi zu erwähnen. Vom Brückengeländer aus war nicht viel vom damaligen Badebetrieb zu erhaschen, es sei denn, man stieg auf dem Kettentragwerk der Brücke noch höher hinauf. Hingegen war das Gekreisch der Mädchen schon von weitem zu hören.

Auf eigene Faust unternahm ich einmal einen Augenschein, aber aus lauter Hemmungen inmitten all der Weibsbilder in schwarzen und nassen Badekleidern vergaß ich, mich gründlich umzusehen. Aufgefallen ist mir allerdings, wie viel Schwemmsand die Aare im Freischwimmabassin abgelagert hatte. Ein Köpfler vom mit Kokosmatten belegten Sprungbrett schien (wegen dem Steckenbleiben im Sand) gefährlich. Das «Inegumpe uf d Bei» mochte aber gehen.

I de Mannebadi am neuere Kanal

Ende Mai begann am Kanal die Badesaison. Am Eröffnungsnachmittag (für uns Buben nachmittags um zwei) hatten sich aber bereits eine Stunde früher viele mei-

ner Schul- und Gassenkameraden eingefunden. Unter dem Holzvorbau mit den beiden Bänken und der Tafel mit der Kreideanschrift über Wasser- und Lufttemperaturen vertrieb man sich die Wartezeit. Die auf die Köpfe gestülpten Badehosen oder genetzte Badetücher, vorn mit einem zügigen Knopf versehen, dienten für Zweikämpfe und sonstige Unterhaltung. Viel Beachtung schenkte man der Wassertemperatur. War sie so um die 16 °C oder weniger, wurde geflucht: «Säuchalt – i go ned i die gäli Soße!».

Wenn der Bademeister, Herr Madörin, die Türe öffnete, wurde es mäuschenstill. Nach seiner Begrüssung und seinem gewinnenden Lachen kehrte aber bald wieder Leben in die Bubenschar.

«Herr Madörin, werum isch s Wasser so chalt?»

«Mit em Driseiche wirds denn scho wärmer» – so die trafe Antwort des Bademeisters.

Wir Buben nahmen alsbald die hölzerne Badi in Besitz, nachdem Erwachsene mit ihren gepflegten Badeutensilien in der schwarzen Wachstuchrolle das Feld geräumt hatten, um ihren Geschäften nachzugehen.

In der Schar der vielen Buben fühlte ich mich wohlgeborgen, denn ich kannte alle. Zudem hatte ich meine starken Nachbarbuben von der Metzgergasse, dem Stadt-höfli, der Pelzgasse und dem Adelbändli um mich.

Es dauerte ein paar warme Tage und man vernahm vom kleinen Lehrschwimmbecken (mit dem verstellbaren Holzrostboden) die wohltönende, etwas heisere Stimme des Bademeisters: «Us-otme, i-otme, us-otme und – en Schlag ... und no en Schlag». Die Schwimmschüler hielten sich am Geländer, und Madörin besorgte mit kräftiger Hilfe seiner Arme im Takt den berühmten Beinschlag.

Es waren etliche Schwimmstunden nötig und mancher Schluck Wasser musste verdaut werden bis zum «Freischwimmen» und dem «Gump» vom Brett. War dies geschafft, spendete der Bademeister nicht selten einen «Badstengel», Marke «Dinkel» vom Rombach. Es gab für mich damals kein besseres Gebäck als eben diesen vom Lehrmeister eigenhändig überreichten Nußstengel aus einer Brotzeine.

Unser Bademeister stand auch bei kühlem Wetter lang im Wasser. Trotzdem ließ es sich der inzwischen dunkelbraun von der Sonne gebräute Athlet (Madörin war auch Ringer) nicht nehmen, zum Abschluss auf das 5-Meter-Gerüst zu steigen und von dort mit Anlauf seinen stadtbekannten Matrosen-Kopfsprung zu machen. Mit angelegten Armen, gewissermaßen in Achtungstellung, ohne schützende Arme vor dem Kopf, tauchte er ins Wasser. Dann war der Mann fast eine Minute verschwunden, und man fragte sich, was ist passiert? Aber endlich, irgendwo im Bassin, weit entfernt vom Eintauchort, kamen zuerst zwei braune

Beine an die Wasseroberfläche. Ein Wasserstrahl aus noch nicht sichtbarem Mund signalisierte, dass unser Mann noch lebte und kein Walfisch im Becken schwamm.

Eine neue Ära mit Sommervergnügen begann, als am alten Standort der «Mannebadi» eine neue, moderne Anlage aus Beton und grüner Umgebung entstand. Wieder einmal konnte sich Aarau rühmen, etwas Einmaliges in der Schweiz zu besitzen, nämlich das schönste Familienflussbad weit und breit. Noch spendete der Kanal das Wasser, aber mit gewissen Schikanen gelang es, Unrat vom Badebezirk fernzuhalten.

Liegewiesen, Außenspielplatz, Turngeräte im Sandplatz, zwei Lehrschwimmbecken, je eine 3- und eine 5-m-Sprunganlage, ein 50-Meter-Bassin, Kiosk und Dachrestaurant, Sanitätszimmer, Räume für die Aufsichtsorgane entsprachen den modernsten Anforderungen von damals.

Unser alter Bademeister passte sich gut den neuen Gegebenheiten an. Dazu bekam er eine tüchtige Kollegin. Idy Berner war nicht nur eine attraktive Respektsperson. Sie schwamm auch vorzüglich und trainierte das Damen-Wasserballt. Was deren Bemühungen stets störte, war allein das fließende Wasser. Die mühsam hingezirkelten Sternfiguren und Rosetten verformten sich in der Strömung laufend, bevor sie fertig waren (an Sonntagen war die Strömung nicht stark, denn Aarau brauchte nicht viel

Strom, und somit wurde der Wasserfluss im Kanal gedrosselt).

Unter der Treppe zum 3-Meter-Stahlfederbrett besaß Albert «Bärti» Madörin seinen «Anstand». Von hier aus hatte er die Übersicht, und ein scharfer Pfiff genügte, um Übermütige zur Ordnung zu weisen.

Am gleichen Ort erinnerte später ein kleines Relief aus Bronze mit Madörins Kopf, gestiftet von Stammgästen, an den legendären, ehrbaren Mann.

Die neue Badi zog an Sonn- und Feiertagen viele Zuschauer an, die auf dem Kanaldamm promenierten oder die im Schatten der herrlichen Pappeln auf der linken Kanalseite Kühlung und Erfrischung suchten. Leider fielen in jüngster Zeit diese Zierden dem «einfältigsten» Werkzeug, das je erfunden wurde – der rasend schnellen Kettensäge – zum Opfer.

Im Schutz der Badi hatte der Bootsvermieter Fritz Schibler sein Floß mit vielen Ruderbötchen installiert. Ein längliches Schiff mit Innenmotor und etwa 16 Plätzen gehörte auch zur Flotte. Manch ängstliche Großmutter wurde dazu überredet, jetzt zum Geburtstag auf dem Kanal eine Fahrt zu riskieren. Nach der geglückten Landung war sie sichtlich froh, wieder sicheren Boden unter den Füßen zu haben. Übrigens war die Geschwindigkeit des Motorschiffs nicht groß. Die Schweizerfahne am Heck stand stets steif gegen den Wasserspiegel nach unten geneigt. Bei der

Brückenunterfahrt musste sie gar eingeholt werden, weil der Durchlass zu niedrig war. Die Freude am gemeinsamen Badebetrieb zeigte sich in vielen engagierten Veranstaltungen der Vereine.

Da war einmal der Schwimm-Club Aarau. Die schlagkräftige Wasserballmannschaft verfügte über gute Crawler, die sich mutig dem Zweikampf stellten, auch wenn dieser manchmal brutal unter Wasser stattfand. Die blauen Striemen auf gebräunter Haut zeugten vom Geschehen unterhalb der Wasseroberfläche. Vor dem Anschwimmen wurden wie üblich die Gegner mit den Kampfrufen begrüßt: «Dem SCA ein dreifaches ...» Hier bereits hoben sich die Aarauer von anderen Vereinen ab. Ihr englischer Ruf: «We are the boys, who make this noise – Hu-Ha-Hua-Ha ...» hallte wie der Schrei eines Uristiers über das Wasser und machte die Gegner erschauern.

Eine bunte Note brachten jeweils die vom Pontonierfahrverein veranstalteten Wasserfeste. Das Wettschwimmen im Kanal von der ersten oder zweiten Brücke aus bis auf die Höhe der Badi schwächte manchen Teilnehmer so stark, dass kräftige Pontonierarme nötig waren, um Erschöpfte in den Weidling zu ziehen.

Die Attraktion für die Buben war sicher die 20 Meter lange und 2,5 Meter über Wasser montierte, horizontale geschälte Tanne. Sie war mit Schmierseife rundum bestrichen. Zuallererst baumelte ein Deckelkorb mit lebendem Inhalt (Huhn

oder Kaninchen). Das Unterfangen, den Korb zu behändigen, war äußerst schwierig, denn das schlanke Ende des Baumes geriet derart in Schwingung, dass sogar ein auf der Unterseite Kriechender abgeworfen wurde.

Etliche Schwimmer von Aarau erlangten damals Meisterehren. Da war einmal der Brustschwimmer Koni Häusler, im Sprint in der Schweiz unschlagbar. Sein Stil glich schon eher demjenigen des Butterfly. Dann der Crawler Karl Eckert, ein schneller, großgewachsener Modellathlet, und die jüngeren Crawler Härry, Dubs und Hofmann. Im Sprint gingen diese ganz schön ab, mit dem ungarischen Fischschwanzbeinschlag. Ihre Zeiten auf 100 Meter lagen damals so bei 1,07 bis 1,12 Minuten (nicht schnell, wird man heute sagen, doch kannte man die Saltowende noch nicht).

Wenn hier die Rede ist von früheren Aarauer Schwimmgrößen, dürfen wir einen Mann nicht vergessen. Dieser konnte auch crawlern, aber am liebsten nur die kurze Distanz von einem Sprungturm zur nächsten Stiege. «Bäpper» Madörin, der Sohn des Bademeisters, war ein Begriff, und seine Sprungeinlagen, ob vom Federbrett oder von der 5-Meter-Turmplattform aus, suchten ihresgleichen.

Wenn er vom Turm den gestreckten Auerbacher zelebrierte, hielten die Zuschauer den Atem an, wenn der Hinterkopf die Plattformkante scheinbar berührte. Den gleichen Sprung, nebst etlichen anderen,

zeigte «Bäpper» in jungen Jahren an internationalen Wettkämpfen auch vom 10-Meter-Turm. Mir selbst war er ein ge strenger Sprunglehrer, und ich profitierte viel von seinem Können. In der Aarauer Badi ahnten die Kenner jeweils, wenn unser Springer zu einer Sonderdemonstration ansetzte, dass sich unter dem weiblichen Publikum eine wohlgeformte Schönheit befinden musste, die «Bäpper» als Neuerwerbung ins Auge gefasst hatte. Weil Madörin unerschrocken und in späteren Jahren recht gewichtig war, fand er mit Hardy Loosli als bestallter Mann Aufnahme im Olympia-Viererbob von Fritz Feierabend.

«Brückenjumping» von damals

Die Kettenbrücke ruft in mir vielerlei Erinnerungen wach, die mit diesem bautechnischen Kunstwerk verbunden sind. Von der genialen Konstruktion mit dem Tandem-Kettentragwerk erinnern am Zollrain nur noch ein paar Kettenglieder mit ihren vertikalen Hängematuren. Jedes mal, wenn ich dieses schöne und doch armselige Denkmal betrachte, sehe ich vor mir die Silhouette der ästhetisch geformten Kette, deren Parabelenden sich in den beiden massiven Brückenköpfen verlieren. Die Oberkante der Kettenglieder war breit, fast wie bei einem Schwebebalken für Frauenturnerinnen. Ja, sie ließ sich im

untersten Bereich, also in der Spannfeldmitte, leicht besteigen, da hier die Durchhangsparabel fast horizontal verlief. Da war es leicht, darauf Balancekunststücke zu üben. Mit zunehmender Distanz außerhalb der Mitte wurde das Kettenwerk immer steiler, und die Höhe über der Brückenoberkante nahm progressiv zu. Dies wusste ich auch in jener Nacht mit Marianne während der Kriegszeit.

Ein verhängnisvoller Samstagabend

An jenem Samstagabend verabredete ich mich mit Marianne. Ich hatte Militärvorurlaub. Entgegen früheren Gewohnheiten verließ ich ohne meine Gitarre den Zug in Aarau und wollte deshalb nicht in der Oberen Vorstadt im «Café Barcelona» bei Eloy Maestri mit den Stammgästen Lumpenlieder singen. Für das Zusammentreffen musste etwas Feineres her. Passend zu meinem Fil-à-fil-Anzug von Leutwyler und zu Marianne war da der «Leon d’Oro» mit seiner Bar im ersten Stock und einer diskreten Tanzkapelle.

Nachdem ich dem Löwenwirt, Werner Scherz, meine Bestellung aufgegeben hatte, nahm das Unheil seinen Lauf. Gewohnt und mehrfach ausprobiert im «Café Barcelona», bestellte ich für Marianne einen Drink und für mich ein großes Bierglas voll Rum. In gehobener Stimmung beobachtete ich von unserem Tischchen aus das Hin und Her an der Bar mit meinem

Sonderwunsch. Besorgt erkundigte sich der Wirt nochmals, ob ich wirklich ...?

Ja, ich wollte, galt es doch, Marianne mit meiner Trinkfestigkeit zu imponieren, denn das schien mir nötig. Ich war schließlich nicht der einzige Freier, der die schöne Blondine umwarb. Es gab da außer mir auch noch den Fred (ein bereits älterer, aber stadtbekannter Casanova), den Toni, den Fabian (ein aristokratischer Italiener), und sicher auch noch etliche Außenseiter, die sich an ihrem verführerischen Mund mit den blitzenden Zähnen erfreuen wollten. Der Rum in meinem Bierglas erstrahlte in der Barbeleuchtung in gedämpftem Licht. Ich wähnte mich als Hauptfigur in Remarques Nachkriegsroman *Drei Kameraden*. In diesem Werk lernt man, wie mit einem reellen «Brand» oder einem «Verschnitt» umzugehen ist. Doch langsam zeigte der Rum Wirkung. Beim Tanzen musste ich mich öfter kräftig an Marianne halten. Bald einmal war ihr dies nicht mehr geheuer und sie wollte nach Hause nach Rombach.

I chome met der hei

Wir zogen zusammen stadtauswärts hinunter zum Zollrain und über die Kettenbrücke. «I chome met der hei und bliebe bider.» Von so etwas wollte Marianne jedoch nichts wissen. «Denn gumpi id Aare!» – «Wenn das machsch, denn simer fertig mitenand!» Trotz dieser Drohung stieg ich

in der Brückenmitte auf das obere Kettenglied und begann aufwärts zu balancieren. Alle Zurufe fruchteten nichts. Ich stieg stets höher, und erst angesichts des gewaltigen Brückenkopfs nahe vor mir setzte ich mich auf die Kette. Weit unten rauschte im Dunkeln die Aare, und Marianne bat ständig: «Chom abe!» Dies ging aber nicht so ohne weiteres. Der aufrechte Gang zurück war schwierig, denn mir war schwindlig, und das Zurückrutschen auf dem Hosenboden fand ich unter meiner Würde. Die Zugstangen als Klettergerüst nach unten zu benutzen schien mir auch nicht gut, denn mein schöner Fil-à-fil-Anzug von Leutwyler hätte bestimmt darunter gelitten.

Der Sprung in die Aare

Fünf Meter vom Ufer weg war das Flussbett tief, das wusste ich.
Ich sprang kopfvoran, nicht gestreckt, sondern aus Angst vor dem Überschlagen ge-

hechtet. Auf der Höhe des Brückengeländers streckte ich mich blitzartig, versteckte den Kopf zwischen den vorgestreckten Armen und den zur Faust geballten Händen. Die Dunkelheit und die Länge meiner Flugbahn kamen mir unheimlich vor. Kaum eingetaucht, riss das in die Ärmel eindringende Wasser meine Arme nach hinten, und die starke Strömung zog mich sofort mit Gewalt flussabwärts. Nun galt es zu schwimmen.

Auf der Höhe der ersten Überbauung rechts der Aarestraße erreichte ich das treppenförmig gestaltete steinerne Ufer. Hier fand mich Marianne. Was es da zu reden gab, weiß ich nicht mehr. Mir ist nur bewusst, dass es ein trauriger Heimweg war. Marianne schämte sich meiner, und ich lief in einem Abstand hinter ihr her. In den Schuhen glückste bei jedem Schritt das Wasser, und mein schöner Anzug hing wie ein Lumpen an mir. Eine breite Wasserspur markierte den Weg. Beim «Kreuz» gingen wir auseinander.

Ruedi Häny wurde in der Stadtmühle geboren. Nach den Schulen Lehre bei Sprecher & Schuh als Elektro-Zeichner, 1943 dipl. Elektro-Ingenieur am Technikum Burgdorf. Heute leben er und Frau Gertrud wieder in ihrer geliebten Altstadt.